

Nr. 268 Bydgoszcz / Bromberg, 23. November 1937

Der letzte Einsatz.

Roman von Victor Pfeiffer

(3. Fortsetzung.)

Fühlbar weicht die tödliche Spannung aus dem Raum, es ist wieder ein Zimmer im Hotel Miramar wie jedes andere, mit schweren Teppichen, Seidenvorhängen, bequemen Korbmöbeln. Und die tausend Dollar, die Ashly vorsichtig nachzählt, bevor er sie in die Tasche steckt, sind der friedliche Abschluß dieser Unterredung auf der Schneide zwischen Leben und Tod.

Der Abgeordnete Porfirio Legueiro sinkt, kaum daß sich die Tür hinter Ashly geschlossen hat, aufatmend in den breiten Schreibtischsessel. Mit einem raschen Griff holt er die Pistole aus der Tischlade, steckt sie zu sich. Gerade heute mußte er sie vergessen. Ein unruhiges, gefährliches Leben führt ein Abgeordneter! Wie glücklich und zufrieden sind doch seine unwissenden „Genossen" in ihren schiefen Strohhütten.

Ungerufen steht eine alte Indianerin vor seinem geistigen Auge, seine Mutter, umgeben von einem Rudel hungriger, schmutziger Kinder. Das Bild des Vaters verschwimmt hinter einer Wolke von Fuseldunst. Porfirio, der kaum zehnjährige Älteste, arbeitet schon im benachbarten Silberbergwerk und bringt seine fünf Pesos Monatslohn pünktlich zur Mutter. Er führt das harte, bedürfnislose Leben eines mexikanischen Peons und seine Zukunft ist nach hundertjährigen Regeln festgesetzt: Eine eigene Hütte, eine Frau, eine Schar Kinder, ein Maisfeld, die Schnapsflasche.

Bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr gilt dem ewig klatschenden Maisfladenbrett der Mutter sein einziges Interesse. Da will es das Schicksal, daß der neue Vorsteher des Dorfes auf den braven, aufgeweckten Jungen aufmerksam wird. Er lädt ihn zu sich und lehrt den ernsten, wortkargen Indio, der in grober Sackleinenhose mit zerrissenem Hemd, die schmutzstarrenden, nackten Füße einwärtsgedreht, vor ihm steht, buchstabieren, sprechen, lesen und schreiben. Er tilgt die indianischen Brocken aus seiner singenden Mischsprache, zeigt ihm die edle Schönheit der spanischen Sprache. Und langsam weicht der anfängliche Trotz, das angeborene Mißtrauen, langsam öffnet sich vor den erstaunten Augen des jungen Indio eine neue Welt. Mit der Gier des Verdurstenden stürzt er sich auf die spärlichen Bücher. Und abends sitzt er, eine dicke, zerlesene spanische Kinderfibel auf den Knien, im flackernden Schein des Hüttenfeuers und buchstabiert leise mit Hilfe des zerarbeiteten Zeigefingers Satz für Satz zusammen. Dann hebt er den Kopf hoch und spricht sie frei den andächtig lauschenden Freunden vor.

Und wieder will es das Schicksal, daß er jetzt einen von den Staaten kommenden Arbeiter, Felipe Cordez, kennenlernt. Der redegewandte Mann wird Aufseher seiner Gruppe und findet sofort Gefallen an dem jungen Peon, der von den anderen so wohltuend absticht. In den Gesprächen mit ihm weitet sich der Blick des jungen Indio, seine Begeisterung wendet sich neuen Ideen zu. Und wenn sich jetzt die Freunde Porfirios bei ihm versammeln, hören sie aus seinem beredten Munde in ganz anderer, verständlicherer Form seine Lehren. Er versteht es, sein noch eng umgrenztes Wissen in packender Form vorzutragen, wobei seine Überzeugung die Zuhörer wohl noch mehr mitreißt als der noch wenig kunstvolle Aufbau seiner Reden.

Damals war Diaz unbeschränkter Diktator und Beherrscher Mexikos. Eine kleine Gruppe um ihn regierte und knechtete das Volk in nie dagewesener Weise. Als der nun dreißigjährige Porfirio Legueiro, dessen Name den Unterdrückten im Staate Tamaulipas damals schon eine Verheißung war, in Victoria, der Hauptstadt des Staates, eine geheime aufrührerische Versammlung abhielt, wurde sie verraten, Bauern überfielen die Unzufriedenen, es gab zahlreiche Tote und nur mit Mühe konnte sich der Verschwörer Porfirio nach den Staaten retten.

Diaz wurde gestürzt, es gab blutige Bürgerkriege, bis Obregon zum Präsidenten gewählt wurde. Unter ihm begann in Mexiko die soziale Umwälzung, die dann unter Calles durch radikale Maßnahmen ausgebaut und vollendet wurde. Jubelnd begrüßt kehrte der Flüchtling Porfirio Legueiro aus den Staaten zurück. Von seinen Lippen flossen jetzt vollendete, wohlaufgebaute Reden, die seine Zuhörer begeisterten.

Seine Redekunst täuschte alle darüber hinweg, daß den Worten die Kraft der eigenen Überzeugung fehlte, die seinerzeit die holprigen Sätze des barfüßigen Indianerburschen emporgehoben und geadelt hatte. Die Jahre der unfreiwilligen Verbannung in den Staaten hatten seine Träume von Menschenbeglückung in die Fesseln des Goldes geschlagen, hatten seine flammenden Ziele in nüchternen Geschäftsgeist verwandelt. Reich werden, mächtig werden! Das war sein Ziel; und die gebeugten Rücken der Peons schienen ihm die richtigen Stufen zur Höhe.

Ein grelles Hupensignal weckt Don Porfirio aus seinen Träumen. Er nimmt einen Briefumschlag und schreibt in großen schiefliegenden Schriftzügen: An Seine Exzellenz den Herrn Kriegsminister E. A. Morones, Mexiko D. F.

Die Feder stockt, die Augen des Schreibers versinken noch einmal in der Vergangenheit: Der Tag, an dem der Grom, die größte Arbeitervereinigung Mexikos, gegründet wurde. Im glänzenden Audienzsaal des Schlosses Chapultepec bei Mexiko City stehen in langer Reihe die gewählten Abgeordneten der einzelnen Provinzen. Gefolgt von General Morones begrüßt der Präsident der Republik Mexiko die Erschienenen, findet für jeden ein paar freundliche Worte. Nur bei Porfirio Legueiro verweilt er länger und begrüßt ihn als eine der größten Hoffnungen der neuen Bewegung: „Mexiko braucht Leute wie Sie, die das traurige Leben des Peons aus eigener Erfahrung kennen und ehrlich mithelfen wollen, es zu verbessern. Sie werden bei mir immer ein offenes Ohr und Unterstützung finden."

Das war der Tag des höchsten Triumphes im Leben Don Porfirios. Der kleine schmierige Indiojunge aus der Strohhütte in Xicotencatl schüttelte im schimmernden Palast von Chapultepec dem mächtigsten Mann des Staates die Hand. Von diesem Augenblick an schien ihm der Gouverneurspalast in Victoria nicht mehr unerreichbar.

Ein weiter Weg, das wußte er. Ein schweres Unterfangen, die alten, erbeingesessenen stolzen Nachkommen der spanischen Eroberer zu verdrängen. Und Reichtum gehörte dazu, Geld, viel Geld. Wieder gab das Schicksal dem ehrgeizigen Indio einen Fingerzeig, der ihn noch höher hob und ihn noch tiefer, bis auf die Bahn des Verbrechens, sinken ließ. Bei einer Rede in Tuxpan hatte er eine ausländische Gesellschaft und besonders einen ihrer Direktoren heftig angegriffen. Am nächsten Tage wurde dieser Direktor von einem Obrero erschossen. Vor Gericht verantwortete sich der Mörder dahin, daß die Rede des Abgeordneten ihn zu dieser Tat getrieben habe. Der geharnischte Einspruch der vereinigten ausländischen Gesellschaften, die eine Abberufung des gefährlichen Hetzers forderten, wurde mit einer lahmen Entschuldigung beantwortet und hatte nur den einen Erfolg, daß Grundstückerwerbungen und Bohrgenehmigungen auf größere Schwierigkeiten stießen als bisher. Da kam es den ausländischen Gesellschaften zu Bewußtsein, daß sie die Macht dieses Mannes unterschätzt hatten und sie griffen nun zu anderen Mitteln. Auf der Ölbörse wurde von ihnen eine Anzahl Aktienpakete der Vulkan Company aufgekauft und eines Tages war Don Porfirio Großaktionär und stiller Teilhaber dieser Gesellschaft. Von diesem Tage an vermied er in seinen Reden persönliche Anschuldigungen und die Grundstückkäufe und Bohrbewilligungen liefen wieder reibungslos ihren alten Amtsweg.

Der neugebackene Kapitalist sah nun den Weg vor sich, das Geld, das er zur Erreichung seines ehrgeizigen Zieles brauchte, rasch und mühelos zu erwerben. Er lernte die Verfahren der Spekulation und skrupelloser Geschäftstüchtigkeit kennen. Gierig taumelte er durch die letzten Jahre der Ölprosperität in Tampico, erwarb neue Anteilscheine und hatte bald fünfundvierzig Prozent des Aktienbesitzes der Vulkan Petroleum Comp. in Händen. Kaum gewonnen, rollte das Geld weiter nach Victoria und Mexiko City, um den Boden für die kommende Gouverneurswahl vorzubereiten.

Da trat langsam das Ereignis ein, das alle seine kühnen Träume zu vernichten drohte, das ihn zum Mörder werden ließ. Die Ölquellen Mexikos begannen zu versiegen, die Vulkan Comp. hatte Fehlbohrung auf Fehlbohrung. Die Aktien, sein einziges Vermögen, fielen und brachten keinen Ertrag, die Geldforderungen seiner Vertrauensleute in Victoria und Mexiko wurden immer dringlicher. Ein neuer letzter Hoffnungsstrahl: Das neuentdeckte Ölland von Tantajuca! Aber Dodson gewann das Wettrennen um das Vorkaufsrecht. Er mußte sterben. Zwei junge Deutsche traten in seine Rechte. Auch sie mußten weg.

Sind sie wirklich tot? Zum hundertsten Mal stellt sich Don Porfirio diese Frage. Aber wie dem auch sei, ob so oder so, es muß auf alle Fälle vorgearbeitet werden. Er nimmt in raschem Entschluß ein Blatt Papier und schreibt: „Geschätzter Freund und Gönner! Ich erbitte mir Deine einflußreiche Fürsprache in folgender Angelegenheit: Du weißt ja, daß die Ölproduktion im letzten Jahr stark zurückgegangen ist und nur die baldige Erschließung neuen Öllandes einen verheerenden Rückgang der Ölausfuhrzölle verhindern kann. Ein solches vielversprechendes Gebiet wurde bei Tantajuca entdeckt, doch hat leider der Yankee Dodson das Vorkaufsrecht erworben. Dieser fand vor kurzem bei einem Raufhandel in Nogales den Tod und vermachte seine Rechte zwei jungen Deutschen, also wieder Ausländern. Eben erfahre ich, daß diese beiden bei einem Chinesenschmuggel über die Grenze der Staaten von einer Emigrationsstreife erschossen wurden. Meine Bitte an Dich geht dahin, Deinen ganzen Einfluß aufzuwenden, um die Löschung der Option DKZ 4316 zu erreichen und der Vulkan Company die Neuerwerbung dieser Option zu sichern. Wie Du weißt, arbeitet diese Company mit fast fünfzig Prozent mexikanischen Kapitals und ich glaube Dir versprechen zu können, daß sie bald eine rein mexikanische Gesellschaft sein wird, getreu unserem Wahlspruch: Mexiko für die Mexikaner! Dein ergebener Freund Porfirio."

Mit einem selbstzufriedenen Lächeln überliest er den Brief noch einmal und steckt ihn in den Umschlag. Er läutet, gibt den Brief dem Diener. „Señorita Emilia wartet seit zehn Minuten im Nebenzimmer", flüstert dieser vertraulich, bevor er die Tür lautlos schließt.

Don Porfirio geht zum Spiegel, fährt mit Kamm und Bürste durch seine strähnigen schwarzen Haare. Die gedrungene Gestalt strafft sich, als er die Tür zum Nebenraum aufstößt.

„Da bin ich, Kleine!" Ein zierliches Etwas, der letzte Star des „Alkazar" flattert ihm entgegen, umhüllt ihn mit einer Woge von Puder, Parfüm und Zärtlichkeit. Ein unruhiges Leben führt so ein Abgeordneter! denkt Don Porfirio, aber — ein Leben!

5. Kapitel.

Über die Sand- und Steinwüste der Hochebene der Sierra Madre dringt das dumpfe Brüllen von Löwen und Tigern, das heisere Bellen der Hyänen, das grelle Trompeten der Elefanten durch die Nacht. Das wilde Konzert scheint wie aus der starren, toten Einöde geboren und gibt ihr die passende Note. Nur ein Mißton stört den Akkord: das Fauchen und Pfeifen dreier mächtiger Lokomotiven, das Rattern und Stampfen vieler Hunderter von Rädern. Denn dieser ganze Wüsten- und Urwaldzauber ist leider nur „auf der Durchreise". Er kommt aus einem langen eisernen Wurm, auf dessen hundert Wagen die knallende Aufschrift eines Zirkus' prangt.

Bei Morgendämmerung fährt der unruhige Transport in den Bahnhof der amerikanischen Grenzstadt El Paso in Texas ein; ein Nebengeleise nimmt ihn auf und führt ihn mitten in die werdende Zeltstadt des Riesenzirkus. Ehe noch der Dampf aus den Ventilen der Lokomotiven entwichen ist, steht schon eine Emigrationsstreife vor dem Führer des Transports.

„Wieviel Mann?" fragt der Beamte.

„Ungefähr dreihundertfünfzig", antwortet der Transportleiter.

„Well! Come on!" Die beiden gehen die lange Front der Wagen entlang. Scharf mustert der Beamte die einzelnen Gesichter, entkleidet sie in Gedanken der Bärte, sucht Narben und besondere Kennzeichen; denn die Lichtbilder von längst Gesuchten in seiner Hand sind oft zu gleicher Zeit Schecks auf ausgesetzte Belohnungen von etlichen Dollars.

Zu beiden Seiten des Zuges hat fieberhafte Tätigkeit eingesetzt. Schon sind die sandüberkrusteten, taunassen Segeltücher von den Wagen gerissen, schon schleppen hunderte von Händen die gitterüberwölbten Stege heran und schieben sie an die Öffnungen der Raubtierwagen. Die Wärter treiben mit brüllenden Zurufen und aufmunternden Eisenstangen die Riesenkatzen in die schmalen Gänge, die zu den Wohnkäfigen führen.

„Da haben Sie einen dreifachen Mörder", grinst der Transportführer und zeigt auf einen dunkelmähnigen Atlaslöwen. „Apollo hat schon drei Wärter auf dem Gewissen. Wollen Sie ihn vielleicht verhaften?"

Der Beamte versteht den Spott, er beschleunigt seine Schritte und läßt seine Blicke nur mehr flüchtig über die keuchenden, schwitzenden, schreienden Arbeiter schweifen.

„Sie haben recht, lauter anständige Leute!" sagt er bedauernd beim letzten Wagen, versenkt sein kostbares Album in die Tasche und steckt ein halbes Dutzend Freikarten für die abendliche „Eröffnungsvorstellung" ein. —

„Pank!" saust ein schwerer Eisenhammer auf einen Pfosten, der mithelfen soll, das riesige Raubtierzelt zu stützen. „Pank!" antwortet der zweite Hammer, während der erste in ziehendem Schwung zum nächsten Schlag ausholt. „Pank!" —

„Nun, was ist mit dir, jetzt bist du an der Reihe!" sagt der eine Mann zum anderen.

„Für mich ist der Pflock tief genug drinnen!" murrt der andere, wischt sich die Stirne ab und schaut der verschwindenden Kontrollstreife nach. „Das wäre wieder einmal glatt gegangen", stellt er zufrieden fest und wirft den

schweren Hammer zur Seite, „hauen wir ab, bevor wir eine neue Arbeit bekommen!"

Die beiden laden in stillem Einverständnis ein schweres Brett auf ihre Schultern und schlängeln sich durch den wirbelnden Ameisenhaufen der Zeltstadt. Ein vorsichtiger Blick nach rückwärts, die Last fällt dröhnend zur Erde und die beiden Träger verschwinden in dem dichten Kreis der Zuschauer, die sich trotz der frühen Morgenstunden schon eingefunden haben.

Zwei Stunden später treten die beiden Zirkusleute gewaschen, rasiert, in nagelneuen Anzügen aus einer Badeanstalt. Ein Passant beschreibt ihnen den Weg zur Grenzbrücke nach Mexiko. Raschen Schrittes gehen sie durch die erwachende Stadt, sehen bald die schmutziggelben Fluten des Rio Grande del Norte, der den Süden der Stadt umsäumt. Über das breite Flußbett schwingt sich in zwei Bogen die Brücke, die das amerikanische El Paso mit dem mexikanischen Ciudad Juarez verbindet.

Scharf mustert der amerikanische Grenzposten die beiden Männer ohne Gepäck, aber sie scheinen zu keinem Steckbrief zu passen und er läßt sie ungehindert vorbei.

„Die Pässe!" Die mexikanische Grenzwache scheint nicht gewillt, die beiden ohne Ausweis in ihr Land zu lassen. Ohne Zögern ziehen die beiden ihre abgegriffenen Pässe hervor, die die Visa fast aller süd- und mittelamerikanischen Staaten tragen. Leider nur fast aller! Denn das wichtigste, das mexikanische fehlt. Aber sie vertrauen auf die Einbildungskraft der anderen mächtigen Rundstempel, auf ihr Glück und die Einfalt des Beamten.

Der Posten blättert hin und her und schüttelt den Kopf. „Ich finde den mexikanischen Adler nicht!"

„Unmöglich!" entrüstet sich der kleinere der beiden. „Gestern war er doch noch drinnen! Da, da ist er ja!" und zeigt auf einen Wappenvogel.

Der indianische Posten wird ein wenig hilflos, betrachtet das Visum genauer und schüttelt dann energisch den Kopf. „No, no, Señor, die Schlange im Schnabel fehlt! Bedauere sehr, aber ich kann Sie nicht durchlassen!"

„Verdammt", wendet sich ärgerlich der Abgewiesene um, „komm, Vic wir müssen uns doch in El Paso ein mexikanisches Visum verschaffen. Hier sind schon die Grenzposten gelernte Zoologen." —

„Ihre Papiere!"

„Jetzt fangen Sie auch noch an!" fährt Frank Leßner den amerikanischen Grenzposten an, der den beiden auf der anderen Seite der Brücke in den Weg tritt, „wir sind ja erst vor wenigen Minuten vorbeigegangen!"

„Ja, aber hinüber! Hinaus lassen wir alles, aber herein nur mit dem Visum!"

Verzweifelt schüttelt Frank den Kopf; denn auch der nordamerikanische Adler fehlt in seiner Sammlung. „Wir haben heute schon Pech!" murmelt er. Wie begossene Pudel machen die beiden wieder kehrt, stellen sich in der Mitte der Brücke an die Brüstung und starren in die trägen schmutzigen Fluten des Rio Grande.

„Bleibt uns nur das Wasser!" bemerkt Frank weinerlich.

„Unsinn, Frank, wir müssen nach Tampico! Gib mir deinen Paß und zwei Fünfzig-Dollar-Noten. So! Und jetzt versuchen wir es noch einmal."

Der mexikanische Posten sieht den beiden mit mißtrauischen Blicken entgegen.

„Verflucht!"

„Schau noch einmal hinein, Freund", unterbricht Vic die Begrüßung und reicht ihm die zwei Pässe, „der mexikanische Adler ist bestimmt drinnen!"

Der Posten wirft einen kurzen Blick in die Paßbücher, stutzt und verschwindet in die Wachtstube. Erleichtert hören die beiden das zweimalige dumpfe Aufschlagen des Gummistempels. Schmunzelnd kommt der Indio zurück, überreicht ihnen die beiden Pässe: „Verzeihen Sie, Caballeros, Sie hatten recht, der Adler ist drinnen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Annäherung.

Heitere Erzählung von Elsa Schwahn.

Im Himmel war ihre Ehe bereits beschlossene Sache. So meinte Heinz Biedermann, und beschwingten Schritts trat er vor seine Mutter und fing mit überzeugender Siegessicherheit noch einmal an von — der leidigen Angelegenheit.

Denn diese leidige Angelegenheit berührte ihn zutiefst. Er wollte Jutta Meisecke heiraten. Mutter Biedermann aber hatte ihm immer, wenn er davon angefangen, zuerst ein festes, empörtes „Nein!" entgegengesetzt, das sich dann, über Schluchzen und Anklagen gegen ein trauriges Schicksal, allmählich in einen Tränenstrom aufgelöst hatte. „Du hörst ja doch nicht auf deine alte Mutter!" — „Heirate sie, du bist ja mündig, verdienst dein eigenes Geld, kannst tun, was du willst." Das Weinen und diese Worte der Selbstaufgabe, begleitet von leerem, trostlosem Vor-sich-Hinstarren entwaffneten Heinz mehr als das Nein, mit dem sie sich zuerst immer wehrte gegen die Zumutung, in einer Artistentochter ihre Schwiegertochter anzuerkennen.

„Artisten . . . liederliche Gesellschaft!" — „Im Gegenteil, keiner kann solider leben als die Meiseckes, das müssen sie schon um ihres schweren, aufreibenden Berufs willen. Gerade weil der Vater und die Schwester viel in der Welt herumreisen, schätzen sie das Familienleben so hoch; sie hängen rührend aneinander. Die Kinder sind streng, aber doch mit Liebe erzogen, der Ton bei ihnen ist vorbildlich." Das hatte Heinz immer dagegengehalten. Umsonst. „Ich bitte — Meisecke heißen die Leute, und Vater und Tochter nennen sich „The Arrows" oder „Brother and sister Arrow". Ist das solide, wenn sich ein Vater als Bruder seiner Tochter ausgibt? — So ein eitler Geck! Unmoralisch ist das geradezu!" — Nein, es war nichts zu machen gewesen.

Aber jetzt . . . jetzt griff ein gütiges Geschick ein. Freunde der Mutter waren in das Erdgeschoß des Seitenflügels, Hindenburgstraße 12, gezogen, wo der Balkon auf einem grünen Hofraum dicht gegenüber dem Balkon von Mommsenstraße 7, Gartenhaus, Erdgeschoß, liegt, Meiseckes Wohnnug. Und da sollten sich nun erste Fäden von Balkon zu Balkon spinnen; nicht zwischen Heinz und Jutta, sondern zwischen Mutter Biedermann und den Meiseckes.

Und so trat denn Heinz vor seine Mutter: „Also, bitte —, prüfe das Familienleben der Meiseckes von Gebhards Balkon aus! Da kannst du einen Eindruck von den Leuten bekommen, ohne daß sie eine Ahnung haben."

So ahnungslos, wie er tat, war zum mindesten Jutta nicht, die hatte er gebeten, am Sonntag einen recht anheimelnden Kaffeetisch für ihre Familie auf dem Balkon zu decken, recht betulich die Ihren mit Kaffee und Kuchen zu versorgen, aufzupassen, daß der Jüngste nicht zu vorwitzig, zu laut . . . Jedenfalls bei Jutta war ein empfehlendes Familienleben bestellt.

Es klappte glänzend. Gebhards, bei denen man sich zum Sonntag nachmittag zur Wohnungsbesichtigung angesagt, hatten zu einer Kaffeestunde auf ihrem gemütlichen, stillen Balkon gebeten.

Mutter und Sohn kommen . . . besichtigen die Wohnung, setzen sich auf den Balkon zum Kaffee. Richtig — in gleicher Höhe, zehn Meter ab, gut übersichtlich . . . ein Balkon. Leider leer. Ein Balkontisch ohne Decke. Die Flügeltüren zum Zimmer angelehnt, Tüllgardinen vorgezogen, nichts zu sehen. Aber zu hören, die Familie ist zu Hause, da sind Stimmen.

Jetzt schweigen diese Stimmen. Klavierspiel ertönt, ein Chopinnocturne. Das macht sich immerhin gut, denkt der schwer enttäuschte Heinz, der nun annehmen kann, daß es den Meiseckes zu kühl ist, um draußen zu sitzen, denn der Balkon drüben liegt im Schatten, während der Gebhardsche Sonne hat.

„Wer spielt denn da?" fragt Frau Biedermann ihren Sohn.

„Die Mutter wohl . . . das heißt, Jutta spielt auch . . . Sie sind jedenfalls alle musikalisch", so rettet sich Heinz, der keine Ahnung hat, wer da drüben spielt.

„Mein Sohn kennt nämlich zufällig die Familie", gibt Mutter Biedermann auf die fragenden Blicke der Gebhards hin zur Erklärung. „Was machen sie übrigens für einen Eindruck, die Leute da drüben?" fragt sie dann möglichst nebensächlich.

„Wir haben noch kaum etwas von ihnen gemerkt", antwortet Frau Gebhard ebenso nebensächlich, um zu ihrem Thema zurückzukehren, den Vorzügen der neuen Wohnung.

Das Klavierspiel drüben wird unterbrochen — jäh, von einer zornigen Männerstimme. Ein Mädchen schreit auf — kurz, spitz. Ist das Jutta? fragt sich Heinz angstvoll. Er und seine Mutter horchen hinüber, während Gebhards mit allen Sinnen bei sich zu Hause sind.

Eine Männerstimme, laut und herrisch, eine junge weibliche, anscheinend in Selbstverteidigung, noch eine weibliche Stimme, diesmal, begütigend, wohl Mutter Meisecke.

Was ist da drüben nur los? Heinz wischt sich den Schweiß von der Stirn, obwohl es wirklich nicht zu warm ist.

Die Stimmen sind noch lauter geworden, man kann Worte verstehen. „Betrug!" — „. . . Geduld zu Ende . . ." — „. . . das ganze Elend . . ." Jetzt schreit das junge Mädchen: „Wer ist denn an allem schuld?"

Frau Gebhard unterbricht ihr Gespräch, sieht von der Mutter zum Sohn, merkt, daß ihr die beiden gar nicht zuhören. Frau Biedermann wirft gerade ihrem Heinz einen Blick zu, einen Blick! . . . Streng und doch mit Liebe erzogen . . . der Ton ist vorbildlich! sagt hohnvoll und vernichtend der Blick. Und wirklich — klein und häßlich sitzt nun Heinz da, wischt sich wieder die Stirn.

Frau Gebhard ist beleidigt. Was haben Mutter und Sohn? Die ganze Zeit hören sie da drüben hin, anstatt ihr zu lauschen.

„Was ist denn da drüben los?" fragt sie ärgerlich.

Gerade jetzt, da alle hinüberhorchen, ein seltsames Geräusch, wie . . . wie eine Ohrfeige . . . Ein heller Aufschrei . . . Ein Aufschluchzen — wohl die Mutter . . . Eine Tür klappt zu.

Heinz stöhnt unwillkürlich.

Mutter Biedermann reckt sich gerade. Nach dem allen muß sie eine Erklärung geben.

„Frau Gebhard, Sie müssen entschuldigen, wenn wir nicht recht aufmerksam waren. Mein Heinz hatte nämlich bisher . . ." — strenger Blick auf den geknickten Sohn —, „die Absicht, die Tochter von den Leuten da drüben zu heiraten. Es sind Artisten. Nach dem kleinen Familienauftritt da drüben — Sie werden nun verstehen, daß ich da scharf hinhörte, und ich habe eine Menge verstanden — danach wird er wohl zur Einsicht gekommen sein."

So zerschneidet Mutter Biedermann alle Fäden, vernichtet alles, was hinüberführen könnte zu Meiseckes. — —

Noch erschüttert fragt Heinz seine Jutta am nächsten Tag: „Sag nur, um alles in der Welt . . ."

Um dann seiner Mutter gegenüberzutreten, von neuem beschwingt und sieghaft: „Also — Meiseckes waren in letzter Minute eingeladen, waren gar nicht zu Hause. Sie hatten vergessen, den Rundfunk abzustellen. Bitte, sieh nach, Programm gestern von 17 bis 17.40: „Die ungeratene Tochter.""

Es rechnet zu Gunsten Meiseckes, daß Frau Gebhard als Mutter Biedermann ihrem Sohn zuliebe dort eine Erklärung abgibt, versichert: solche Auftritte könne man den Leuten auch gar nicht zutrauen. Man habe sie beobachtet, auch inzwischen von Balkon zu Balkon mit ihnen gesprochen. Nette Leute seien es, wenn sich auch im Gesicht des Mannes der scharfe Zug auspräge, den Konzentration und Anspannung dem Artisten geben, sei er doch durchaus sympathisch und freundlich.

Ja, so seltsam es klingen mag, in dem Fall Heinz—Jutta bedient sich das Schicksal eines schlechten Eindrucks, um eine Ehe zu stiften, berechnend, daß, stellt sich der schlechte Eindruck als irrtümlich heraus, man sich vom guten desto lieber und schneller überzeugen läßt.



Bunte Chronik



Radio im Automobil.

Verhältnismäßig langsam hat sich in Europa das Radio als ein mehr oder weniger selbstverständlicher Bestandteil des modernen Automobils durchgesetzt, und auch heute hat diese Einrichtungen gegen sehr viele Vorurteile zu kämpfen. Von den Gegnern des sich langsam aber doch einbürgernden Autoempfängers wird immer wieder angeführt, daß die Musik den Wagenführer notwendigerweise ablenken und daher eine erhöhte Unfallgefahr herbeiführen müsse. Da ist es von besonderer Bedeutung, daß in dem Lande, in dem der Autoempfänger heute eine Selbstverständlichkeit ist, in Amerika, eine Unfallstatistik im Zusammenhang mit dem Rundfunkempfang aufgestellt wurde. In Amerika sind bereits mehrere Millionen Kraftwagen mit Rundfunkempfängern ausgerüstet und das statistische Ergebnis ist außerordentlich aufschlußreich: Von 1000 Wagen, die an Unfällen beteiligt waren, hatten 200 eingebaute Rundfunkempänger, aber nur vier Wagen hatten den Empfänger in Betrieb, als der Unfall eintrat. Den gänzlich Unbelehrbaren natürlich, die ja nie alle werden, wird zwar auch dieses halbe Prozent, mit Rundfunkempfänger an den Unfällen beteiligter Autos als Beweis dafür genügen, daß der Autoempfänger eben doch nur Unfälle stiftet. . . . Die Statistik allerdings weiß es besser!

*

Hochzeiten mit 400 Gästen und 20 Hammeln.

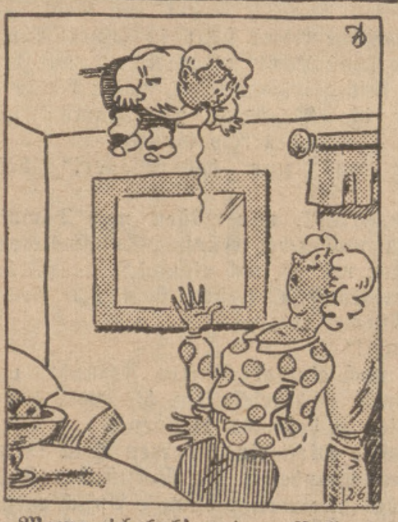
In der Batschka weiß man noch Hochzeiten zu feiern bei den reichen Bauern. Da hat der Josef Gatti die Maria Melcher in Gora geehelicht und dazu 400 Gäste geladen. 30 Köche und Kellner waren da, und das Hochzeitsmahl setzte sich aus folgenden Speisen zusammen: Zwei Ragoutsuppen, zwei Pasteten, sechserlei Braten mit zwölf verschiedenen sauren Garnierungen, achterlei Backwerk und sechs Tortenarten. Dazu dienten: Zwei Rinder, drei Kälber, fünf Mastschweine und 30 Spanferkel, weiter 41 Torten, 500 Mignons und an anderem Gebäck weitere 500 Stück; Bier und Wein entsprechend.

Aber nicht nur in Ungarn, auch in Südslawien kann es ähnlich üppig hergehen. In Galicnik in Südserbien hat der Cira Filipovic geheiratet, da dauerte das Hochzeitsfest sechs Tage und dabei wurden verbraucht: 20 Hammel, 15 Schafe, 50 Lämmer, zehn Fässer Schafkäse und 800 Liter Wein und Schnaps.



Lustige Ecke





„Mama, Mama, ich hab' meinen Ballon verschluckt!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.